

Komparatistik

Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft für
Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft

2010



SYNCHRON
Wissenschaftsverlag der Autoren
Synchron Publishers
Heidelberg 2011

Band ein integriertes Namen- und Sachregister angefügt worden, so dass die naturgemäß stets heterogenen Vorlesungen eine gewisse Geschlossenheit und Benutzbarkeit erhalten. Bei einer genaueren Lektüre fällt natürlich auch auf, dass nicht alle Beiträge separate Literaturverzeichnisse anbieten, ebenso, dass im einen Fall stark am Primärtext entlang berichtet, im anderen Forschungsliteratur in gewissem Umfang vorausgesetzt wird. Man versteht leicht, dass hier Homogenität nicht zu erzielen war, denn wenn der slawistische Beitrag mit 13 Literaturangaben schon sehr umfassend sein Thema dokumentiert und der turkologische mit 17 Literaturreferenzen vermutlich alle maßgeblichen Texte benennt, müsste über Homer oder Vergil bei gleicher Maßstäblichkeit jeweils eine Bibliographie mit vielen Dutzenden, ja Hunderten von Titeln erstellt werden. Die vielleicht am besten benutzbare Bibliographie enthält der Beitrag zu ›Ossian‹.

Auch die Modi der Textverweise sind sehr unterschiedlich: In einigen Fällen wird hauptsächlich im Text zitiert und die Fußnoten dienen der Vertiefung von Seitenspekten der Forschung, in anderen (*Mahabharata*) wird fast das ganze Zitatenkorpus in die Fußnoten verlegt. Man mag diese verschiedenen Erläuterungs- und Belegweisen den verschiedenen Provenienzen und Fachtraditionen der Beiträger zuordnen, hätte sich freilich eine etwas stringendere Strukturierung nach einem einheitlichen Modell gewünscht, da dem Band bei aller Selektivität eine gewisse basisinformierende Bedeutung zukommen dürfte. Es bleibt indes festzuhalten, dass die synthetische Darstellung der Gattung Epos noch zu schreiben ist, wobei die Frage, ob dies aus einer einzelnen Perspektive erfolgen kann, in den Kern der komparatistischen Selbstdefinition zielt.

Achim Hölter

Boris Previšić (Hg.): *Die Literatur der Literaturtheorie*. Bern u. a. (Lang) 2010. S. 199.

Dieser Band markiert eine veritable Lücke in der Literaturwissenschaft und schließt sie wenigstens ansatzweise, indem er eine alltägliche Beobachtung fruchtbar macht: Bestimmte (naturgemäß genau deshalb mittlerweile kanonisierte) Autoren oder Texte haben so innovativ in die Weiterentwicklung literarischer Möglichkeiten eingegriffen oder den Lesern so elementar die Augen für Neues oder Selbstverständliches geöffnet, dass sie nicht nur in dem Umfang, wie dies für jeden beliebigen Beitrag zur Literatur gilt, sondern mit erheblicher Wirkung die Literaturwissenschaft selbst verändert haben. Jeder kennt solche mächtigen Texte, die sich zunächst durch die quantitative Ausbreitung eines Spezialdiskurses über sie auszeichnen: Rabelais' *Gargantua*, Joyces *Ulysses* oder Celans lyrisches *Œuvre*. Solche Werke geben mitunter nicht nur jener literarischen Produktion eine neue Richtung, die sich an ihrer impliziten oder expliziten Poetik orientieren, sie sprechen nicht nur bestimmte Kritiker und Literaturwissenschaftler so an, dass diese einen ganz eigenen Zugang zu ihnen und dann auch zu anderen Paradigmen entwickeln, jene mächtigen Texte aus dem Klassizismus oder dem *Fin de Siècle*, der Frühromantik oder der Postmoderne sind überdies Zeugen dafür, dass ein substantialistischer Trennstrich zwischen Literaturpraxis und Literaturtheorie begründeterweise nicht zu ziehen ist. Insofern läge es nahe, ein ganzes Lexikon solcher Autoren zu organisieren, deren Texte eine starke Poetik in sich

tragen,³ oder von den sich anschließenden Deutungsdiskursen auszugehen und die tragenden Achsen rückblickend herauszupräparieren, die sich zwischen einem Autor und einer theoriebildenden Systemstelle (dies ist gemeinhin ein herausragender Leser/Philologe) im Feld der interpretativen Anschlüsse etabliert haben. Dieses Rezept verfolgt der vorliegende Band, der auf einer Zürcher Vorlesungsreihe basiert, in zwölf Beispielen, die erkennbar und ausdrücklich nur in aller Kürze und ohne erschöpfenden Anspruch die angesprochene Idee umsetzen. In Reinkultur offenbart sich die Idee in Alexander Honolds Beitrag, der davon handelt, wie die Narratologie Gérard Genettes sich in der narrativen Praxis Marcel Prousts vorgebildet hat und in der von Boris Previšić beleuchteten Modellhaftigkeit von Rabelais für Michail Bachtins Theorie grotesker Textkörper. Ähnlich ließen sich auch noch die Lektüre diverser Romantiker als »Vorgänger« der mythisch-funktionalen Leseweise Clemens Lugowskis verstehen (Christoph Steier) sowie die Rolle Diderots für Leo Spitzers Diskussion der Kategorie »Stimmung« (Hans-Georg von Arburg), wobei freilich weder Spitzer die Diderot-Rezeption beherrscht noch Lugowski allzu typisch für die sehr viel breitere und intensivere Theoriebildungswirkung von Tieck, Novalis und Kleist ist (vor allem, was Metatextualität, narratologische Differenzierungen und das Spannungsfeld von Hermeneutik und Dekonstruktion betrifft). Im Prinzip wären diese vier die am klarsten ausgeprägten Beispiele für die skizzierte fruchtbare Umkehrung der Analyserichtung, für eine These also, die lauten würde: Ohne Rabelais kein Bachtin, ohne Proust kein Genette. Von den anderen Aufsätzen wird man diese Eindeutigkeit nicht verlangen dürfen, zumal nicht von jenen, die ganz die Theoretiker in den Mittelpunkt stellen und nur innerhalb deren Denkens auf gelegentliche Referenzautoren zu sprechen kommen: Viktor Shklovsky (Jens Herlth), Giorgio Agamben (Hubert Thüring), Martin Heidegger (Csongor Lörincz) und Hans Georg Gadamer (Christian Villiger). Schließlich explorieren zwei weitere Beiträge die spezifische Theoriehaltigkeit von Werken des 19. Jahrhunderts, die in einer gleichsam unterirdischen Langzeitwirkung erst im späten 20. Jahrhundert Bedeutung für die kultur- bzw. literaturwissenschaftliche Theoriebildung entfaltet haben: zum einen Søren Kierkegaard mit »Enten-Eller« (im Horizont von Theatralität, Klaus Müller-Wille), zum andern Adalbert Stifter unter den Gesichtspunkten Palimpsest, Stetigkeit, Dekonstruktion, Realität usw. (Sabine Schneider). Es verbleiben zwei Essays, in denen sich die intellektuelle Signatur des Sammelbandes besonders markant abzeichnet, denn als Hintergrund des ganzen Unternehmens wird man nicht vollends zu Unrecht ein metaphorologisches Interesse suchen, dem das Bild wechselseitiger Spiegelung, im Einzelfall auch sich verzweigender Filiationen zugrundeliegt. Letztere verfolgt der Beitrag von Barbara Naumann, der an eine Untersuchung von Nietzsches Descartes-Lektüre eine solche von Durs Grünbeins Wahrnehmung Descartes' anschließt. Die Spiegelmetapher aber verwirklicht figürlich Daniel Müller Nielaba, dessen Text zeigt, was er im Titel sagt: »De Man liest Rilke liest De Man«. Müller Nielaba ist es auch, der zu Beginn gemeinsam mit dem Herausgeber skizziert, was beide »radikale Philologie« nennen, eine Literaturwissenschaft, die sich selbst poetologisch zum Gegenstand werden kann, die ihre Episteme untersucht, als wäre sie ein literarisches Schreibmuster, die sich der Tatsache bewusst ist, dass sie mit ihrem Gegenstand auf komplexe Weise verbunden und in einem System unend-

3 Vgl. Monika Schmitz-Emans, Uwe Lindemann, Manfred Schmelting (Hg.): Poetiken. Autoren - Texte - Begriffe. Berlin 2009.

licher wechselseitiger Beobachtung gefangen ist. Beide Autoren reflektieren die oben angesprochene Frage einer Unterscheidbarkeit der Literaturwissenschaft von ihrem Gegenstand angesichts der basalen These, dass die Literatur ihrerseits »gleichzeitig Literatur und Literaturtheorie« (10) sei. Indes akzentuieren sie für die Literaturtheorie in Relation zur Literatur das Phänomen der »Pseudosymmetrie« (12), da die Literatur selbst permanent einen Überschuss an Theoriepotential erzeuge. Umgekehrt freilich gilt das Postulat einer potenzierten Reflexion: »Jegliche ›Post-Theorie‹ hat das bisherige Verhältnis zwischen Literatur und Literaturtheorie mitzudenken« (13). So kommen sie unter Rekurs auf Ralf Simons Anwendung eines »re-entry«-Modells zu dem Schluss, dass eine klare Trennung zweier Ebenen unmöglich sei und jede Formel für das Verhältnis von Gegenstand und Metasprache, Literatur und Theorie verstrickt bleiben werde in »Rekurrenzen« und »Rückkoppelungsschleifen« (13). Wenn dem so ist, wäre eine glatte Zweispaltenlogik, wie sie der Lexikographie zugrunde liegt, etwa nach dem Modell ›Autoren und ihre Theoretiker‹ oder vice versa, abzuweisen, schon aufgrund der Unmöglichkeit jeglicher Stillstellung: »Jede Zeit, jeder theoretische Ansatz bevorzugt ihre und seine Literatur« (15). Insofern hat die Perspektivmischung des Bandes sogar eine theoretische Rechtfertigung, denn dass Autoren, bewusst oder unbewusst, ihren Texten (und seien sie noch so romanhaft und wirklichkeitsgesättigt) immer Theoriekeime einpflanzen und die Kritiker bei bester Absicht das »Dichten über Dichtung« kaum je ganz unterlassen können, ist seit der Frühromantik unbestritten. Und doch wären, gleich, ob begründet als bloßes heuristisches Modell oder durch buchpraktische Rücksichten, durch wohlgenut-naives Beharren auf dem existentiellen Primat einer ›Primärliteratur‹ oder rezeptionshistorisch durch die Wahrnehmung eines Autors als ›Dichter‹ (im Gegensatz zu ›Theoretiker‹) oder eines Text als ›Literatur‹ (im Gegensatz zu ›Theorie‹), eine Literaturgeschichte der starken Texte oder ein Register jener Autoren, die die besten Provokateure der Theorie waren, noch zu schreiben.

Achim Hölter

Gerigk, Horst-Jürgen: *Ein Meister aus Russland. Beziehungsfelder der Wirkung Dostojewskijs. Vierzehn Essays*. Heidelberg (Winter) 2010. 215 S.

Texte reagieren auf den Kontakt mit Verstehenshorizonten, die an sie herangetragen werden. Dieser Fundamentalannahme der Rezeptionsästhetik unterliegt auch jeder Komparatist, nur daß in seinem Falle der Verstehenshorizont des Rezipienten mit mehreren Texten gleichzeitig und unter der methodischen Prämisse des Vergleichs in Berührung kommt. Das Erkenntnisinteresse des Komparatisten stiftet und vermittelt dabei erst einen Dialog der Texte untereinander; erst im Horizont seines Verstehensentwurfs entfalten die Texte eine ›Wirkung‹ aufeinander, die sie ohne die vermittelnde Instanz des vergleichenden Rezipienten nicht hätten.

In diesem Sinne ist die Titelformulierung von Gerigks Aufsatzsammlung zu verstehen, geht es doch nicht um ›literarische Wirkung‹ im traditionellen Sinne – eine solche wird zum Beispiel bei Dostojewskij und Heidegger gar nicht thematisiert –, sondern um das gegenseitige Auf-einander-›Wirken‹ innerhalb des durch den Vergleich gestifte-